

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

180 (4.8.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Sommerkost

Die Annahme der Kost an die jeweilige Jahreszeit ist ein selbstverständliches Erfordernis jeder gesunden und zweckmäßigen Ernährung. Das gilt vor allem auch für den Sommer, in dem uns die Natur in Gestalt von Gemüse, Obst und Kartoffeln, von Milch, Butter, Eiern und Käse, besonders wertvolle und verdaulichere Nahrungsmittel darbietet. Diese sollten dabei im Küchenspiegel der Hausfrau fast eine ausschlaggebende Rolle spielen.

Ein falsches Vorurteil ist es, daß man im Sommer keinen Fisch essen soll. Fischfleisch, und besonders Seefisch, ist leicht verdaulich und erzeugt dabei weniger innere Wärme. Auch wird beim Fisch, wegen leichter Verderblichkeit bekannt ist, auf das Kühlhalten während des Transports wie im Laden stets besondere Sorgfalt verwendet, und wer es sich außerdem zur Regel macht, den Seefisch möglichst bald nach dem Einkauf auszubereiten und zu verzehren, der braucht vor Vergiftungen nicht dange zu sein. Eine Fischergiftung im engeren Sinne gibt es in Deutschland überhaupt nicht, sondern es handelt sich in den Fällen, bei denen nach dem Genuß verdorbener Fische Krankheitserscheinungen auftreten, stets um dieselben durch Fäulnis oder andere Bakterien hervorgerufenen Erkrankungen, wie bei Vergiftungen durch andere Nahrungsmittel.

Von fischen machen man es sich zur Regel, im Sommer von allen Nahrungsmitteln stets nur so viel einzukaufen, als voraussichtlich am gleichen Tage reiflos verzehrt wird. Das Aufbewahren und Weiterwerden von Resten ist in der heißen Jahreszeit eine falsche Sparmaßnahme, die nur bisweilen mit schweren Schädigungen unserer Gesundheit büßen müssen.

besitzlich Filmische muß der Dramaturg besitzen. Name ist Schall und Rauch. Er muß wissen, aber auch fühlen, wo ein Roman von 400 Seiten für den Film her angepaßt werden muß, wo die Bildausstattung für Handlung und Charaktere, von welcher Seite aus dem starken Epos das stärkste „Dreißig“ abzurufen ist. Er hat außerdem, sinnfälligerweise, was er am leichtesten imstande ist, wenn er sich vor seiner Tätigkeit mit dem technischen Fragen des Films gründlich auseinandergesetzt hat. Es ist ein Handwerk wie jedes, das wie jedes seinen guten Boden hat. Und wer es, wie der Dramaturg, hofflich zu betreiben hat, ist verpflichtet, mit seinen technischen, also mit seinen grenzenlosen Möglichkeiten auf innigste vertraut zu sein.

Der Astronom von Schönow

Ein Arbeiter treibt Himmelsforschung

SP. In bunten Gärten stehen die kleinen Häuschen der Siedlungskolonie Schönow bei Berlin. Eines von ihnen fällt auf den ersten Blick auf — es trägt über einem Anbau eine weiße Kuppel. Das ist die kleine Sternwarte des Häuschens mit der Kuppel, die ein Mann Mitte der vierzig, mit dem klugen Gesicht, den lebhaften Bewegungen des intelligenten Facharbeiters. Von Haus aus ist er Maschinenbauarbeiter. Aber seine Wünsche reichten von jeher weiter, zu den Sternen hinauf — er hatte es sich seit früherer Jugend in den Kopf gesetzt, einmal Astronom zu werden. Und er hat es auch geschafft.

Im Technikum, aus Büchern, auf Montagerreisen lernte er die Welt kennen, weil er seinen Gesichtskreis und studierte die Zusammenhänge des Naturgeschehens. Zugleich sparte er jede erdenkliche Mark seines Gehaltes und begann, sich Stück um Stück jene Dinge anzufassen, die für seinen zukünftigen Beruf erforderlich waren. Niemand half ihm dabei, und wenn er keinen Kameraden entdeckte, er wolle sich eine Sternwarte bauen, so lächelten sie mit-leidlich.

Endlich war er so weit, daß er sich ein kleines Grundstück in Schönow erwerben konnte. Die Gegend wählte er absichtlich drei Dutzend Kilometer von Berlin entfernt, weil der Dunst, der ständig über der Großstadt lagert, die astronomischen Beobachtungen sehr erschwert. Er begann sein Häuschen selbst zu bauen — Maurermeister, Zimmermann, Tischler und Steinträger in einer Person.

Als das Häuschen stand und gerade zur Not bewohnbar war, machte er sich sofort an den wichtigsten Teil seiner werdenden Sternwarte: das Fernrohr. Nun mußte er die Geheimnisse der optischen und feine mechanische Kunst erlernen, um einen Refraktor zu bauen, der den wertvollen, die viel Tausende von Mark kostenden Instrumenten der Großfirmen ebenbürtig war. Schraubenzieher und Schraube, Zirkel und Winkel wurden angegriffen und zusammengewandelt. Vier Jahre erforderte diese Arbeit.

Richard Jakob führt uns in sein „Observatorium“ — einen winzigen Raum unter der Kuppel, überhöht von dem selbstgebasterten Fernrohr. Es steht auf meterhoch zementiertem Grund, ausgerüstet mit allen Schikanen modernster wissenschaftlicher Vorrichtung: ein Objektive, ein Kollimator für photographische Aufnahmen vorgelesen; die präziseste Feineinstellung ist durch komplizierte Mechanismen zu erreichen. Dieser Refraktor vergrößert bis zu 200mal, erlaubt also Beobachtungen, wie sie wohl kein anderer Amateur in solcher Zuverlässigkeit machen kann.

Als das Fernrohr endlich fertig war, fehlte noch die Drehtafel über der Miniatursternwarte. Ein Jahr dauerte es, bis Jakob sie in mühseliger Arbeit vollendet und aufmontiert hatte, samt den Sebeln, Drahtseilen und Gewinden, die dazu dienen, um die Kup-

pel nach allen Himmelsrichtungen zu drehen und nach Befehlen zu öffnen.

Bis zur Vollendung seiner Arbeit hatte Jakob Verdienst in seinem Beruf gefunden, seiner Liebhaberei hatte er sich am Abend und am Sonntag gewidmet. Jetzt hatte er plötzlich den ganzen Tag Zeit dazu — allerdings recht unregelmäßig: die Krise machte sich in seiner Firma fühlbar, man baute ihn ab.

Aber sein Eifer war ungebrochen. Er besaß keine Häuschen mit einer Hypothek, warde noch mehr und kaufte sich Bücher, Berechnungstabellen, Zusatzinstrumente an. Nun endlich konnte er mit systematischen Beobachtungen beginnen.

Richard Jakobs Liebhaberei wurde zur ersten wissenschaftlichen Forschungsarbeit. Er trat einem astronomischen Arbeitskreis bei, der achtzehn Amateurstationen umfaßt und die Sternwarte der Züricher Hochschule mit Material über Sonnenflecken beliefert. Die diesem Spezialgebiet gilt die besondere Arbeit Jakobs; er ist der einzige Beobachter in der norddeutschen Tiefebene, der sich im Rahmen des Züricher Programms mit Sonnenfleckenforschung befaßt. Seine Tabellen und Fotos werden über die Berliner Sammelstelle der Arbeitsgemeinschaft nach Zürich weitergeleitet und dort registriert.

Ein erstaunliches Wissen spricht aus den Worten des Arbeiter-astronom, mit denen er uns sein Forschungsgebiet erläutert. Er spricht mit geschlossenen Augen, als erblicke er im Geiste den Kosmos und seine ewigen Geleise. Er erzählt von den Perioden der Sonnenflecken, von ihrer Rückwirkung auf die Nordlichterscheinungen der Erde, die Jakob sogar von Schönow aus einige Male beobachten konnte; von den Erdbeben, die ebenfalls in unmittelbarem Zusammenhang mit den Flederperioden stehen. Jakob wird oft eingeladen, in den Arbeiterbildungsvereinen seines Dorfes und der umliegenden Kleinstädte Vorträge zu halten, die er stets selbst und verständlich auszusprechen weiß. Die paar Mark, die Jakob auf diese Art verdient, müssen zum Unterhalt der Sternwarte beitragen. Dann kommen aber auch tüchtige Besucher, die das kleine Wunder von Schönow bestaunen wollen — sie entrichten die wenigen Pfennige, die ihm über die bittere Zeit der Arbeitslosigkeit hinweghelfen sollen, gern als Eintrittsgeld. Dafür finden sie einen vielwissenden, auf seinem Gebiet ausgezeichnet besonnenen Astronom, der sich auf der Himmelskuppel so gut auskennt wie auf einer Insel in der eigenen Heimat. Die Kunde von der kleinsten Sternwarte der Welt spricht sich immer mehr herum; oft kommen ganze Schulklassen samt Lehrer, Bildungsvereine, ja sogar Professoren und Studenten. Aber die eigentliche Arbeit Jakobs ist unberührt von materiellen Interessen und Einnahmen, sie gibt der reinen Naturerkenntnis und soll sein Erwerbsmittel sein. Manchmal kommen aber auch ältere Damen und fragen Hüftend, ob ihnen Herr Jakob nicht ein Horoskop stellen könnte. . . Dann muß der Astronom ihnen einen kleinen Privatvortrag darüber halten, daß die Himmelskunde, wie er sie für die Wissenschaft betreibt, nichts zu tun hat mit Wahrsagerei und Velleben.

Praktische Film-Dramaturgie

Von Franz Schach

Dramaturg des Deutschen Lichtspiel-Syndikats

Bei dem Lesen des angelegten Einführungs beginnt es. Selten, daß die Post am Tage weniger als 3 Expresen, vier in Briefen turauf den „Deen“ (oder solche, die dafür gehalten sein wollen) und ein Romane auf den Tisch des Produktionsleiters legt. Der, wie sein Titel besagt, „Chef vons Tanz“, ist die Romane, die er zu schreiben und seinen Dramaturgen. Er soll sich damit beschäftigen, womit in der Regel fortgesetzt gemeint ist. Damit haben sie die Eigenschaft, daß sie von Ausnahmen befreit werden.

Im Ernst, mit dem Lesen beginnt es, endet damit keineswegs. Der Dramaturg ist — Bedarfsplan — die rechte Hand des Produktionsleiters. Dieser kennt die Aufgaben- und Innenwelt seiner Firma, weiß von deren künstlerische und geschäftliche Absichten. Der Dramaturg entnimmt also unzähligen Gelehrchen, Wendungen, individuelleren Unternehmlichkeiten, Ziele und Zwecke seiner Dichtung. Diese Kenntnis läßt sich bei der Bearbeitung schwer völlig erschöpfen und leistet unbewußt eine Art Barometerdienst. Stillgelegtes wird gemessen, verlagert; ein Mitarbeiterverständnis der Dramaturg ist damit seine „Jeinur“, über das eingereichte Material aus, er wird, ausgestattet mit einer geruchsemfühligen Nase, auch dann zu seinem Chef ins Zimmer hüpfen und „Jeinur!“ rufen, wenn er einen Stoff gefunden zu haben glaubt, der zwar bereits in ähnlicher, aber weit schwächerer Gestaltung ankommen ist. Dieses „Wissen“ von dem abgefragt wurde, ist für ihn nicht als ein Kennzeichen, daß er sich stillschweigend bei den Dreharbeiten teilhaben darf, sondern als ein Kennzeichen, daß er seinen Gesichtskreis ein.

Rezeptionsbedeutung: es wäre ein Dramaturg, ein ausgezeichneter Filmdramaturg denkbar, der nie lieft. Ich verlange den das Gefühl, das auch in diesem Handwerk fast alles ist. Das Sinnbild, das antijische, das Bildgefühl, den Sinn für das

Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 18

Die durchschaute auch vollkommen Egenells Wunsch, daß sie in die Waldschänke kommen solle, und dessen Hintergründe. Auch das war ihr recht. So ließ sie denn alles zusammenpacken, was Herzog an Kleidern und Gebrauchsgegenständen ins Kloster mitgenommen hatte, als sie dort während der Fehden ihres Gatten im Frühjahr Aufenthalt nahm, und gab es dem Boten. Mit dem Koffer, seinem Herrn ihren geneigten Gruß zu entrichten und sie wurde, sobald es ihre Amtsgeschäfte erlaubten, in der Waldschänke teilnehmen. Inzwischen solle er es sich dort behagen lassen.

Spät abends, ein paar Tage darauf, — es war im Kloster schon still, die Gäste nach allen Windrichtungen auseinander gegangen, und neue noch nicht eingerückt, so daß die Chorfrauen arg dabei an sich dachte, und überlegte.

„Es war mit sich im Reinen. . . Und um sich zu beweisen, daß sie recht hatte, ließ sie ihr ganzes süßeres Neben an sich vorübergehen.“

Die Kinderjahre auf dem Bergerslos. . . Die schöne, schwarzhaarige Mutter, sie war aus mailändischem Adelsgeschlecht, vornehm, aber arm; Verenas Vater hatte sie sich bei einem Fehdzeug aus dem luxemburgischen Kaiser Reich heimgeholt. Der Vater selber — Jäger, Spieler, Feinler und Schürzenjäger, wie nur einer, der den Jagd verließ und verwürfelte und gerade rechtzeitig auf den Jagd verunglückte, ehe ihm die letzte Habe weggespähtet ward — dann der rasche Tod der Mutter, der sie als fünfjährige Waisenkind allein als Letzte ihres Namens auf der Welt zurückließ.

Verena lächelte bitter. O ja, — sie war durchaus nicht verlassen gewesen, sie war nicht umsonst mit den ersten Häusern im Elend und Sündogau versippt! Ihres Vaters Schwester hatte einen aus dem sauberen Stamme dorer von Geroldes geheiratet; die nahm Verena zu sich. Und als die Base nach einem Jahr bei der Verena eines kleinen Mädchens starb, da blieb es schon dabei, daß Verena im Hause des Vaters aufwuchs. Und gehalten wurde sie wie das Geschwister der kleinen Herzogin, mit der sie heranwuchs

und schließlich auch im Kloster der frommen Chorfrauen im Stifte zu Unser lieben Frauen neben dem Straßburger Bischofshofe zur weiteren Erziehung und Ausbildung, wie sie sich für eine adeliche Jungfrau schickte, Aufnahme fand.

Verena erhob sich und trat ans offene Fenster. Ueber ihren schon gequemen Brauen stand eine tiefe Falte, als sie so in die Vergangenheit zurückschaute. . . Damals in Straßburg, da war auch Herzog Land Waife geworden. Und um so länger hatten ihre Mündelworte sie bei den frommen Frauen belassen, bis sie ihre einen passenden Ehegemahl ausgesucht haben würden. Der würde gar leicht zu finden sein, zumal das schöne Kind, aus altstem Adel stammend und reich an Erbgütern, große Ansprüche erheben konnte.

Jetzt hatte Verena die Faust. . . Raum war ein Winter und ein Frühling und ein Sommer dahingegangen, kaum hatten beide Mädchen teilgenommen an festlich-sippigen Leben eines bischöflichen Hofstaates, da war der Freier für Herzog Land schon da! Es war ein stattliches Paar, die zarte fünfzehnjährige und der junge, kraftstrotzende Edelherr — und alles paßte: die Wappen und die Güter und die Geldsäckel. . .

Verena lächelte auf, es klang halb wie bitteres Stöhnen. Wer fragte nach dem Weib, nach der Enttäuschung, die an ihrem Herzen nagte? Auch für sie hatten die Verwandten gesorgt: ein Jahr, nachdem Herzog Land dem Gatten als glückstrahlende junge Frau auf den Rappoldstein gezogen war, wurde Verena bei den Chorfrauen eingekleidet. In diese Gemeinschaft einzutreten, berechnete sie ihre Stellung unter den adelichen Familien, die ihr auch Würde und Prände verlieh. . . Was wollte sie denn auch mehr? Konnte der Adel seine armen Töchter besser versorgen, als auf diese Art? — Man hatte zu leben — und lustig zu leben; und alle Welt drückte ein Auge zu — besonders im Kloster zur frommen Sinne, wohin sie wieder nach einem Jahre berufen und sogleich als Priorin, als Stätte für die altersschwache Frau Margarete, eingesetzt worden war.

Und jetzt hatte sie das vollendet, was diese Lage in Straßburg, damals vor langen Jahren, angesprochen hatten. Ein Kräutlein war bereits gesät worden, — das trag gar bittere Frucht. . . Sie wußte, sie würde zur Waldschänke reiten. Wußte auch, was sie dort zu sagen gedachte. Aber Zeit und Weib sich lassen! Mochte der Mann dort nur noch großgerührt werden im Warten, als er es ohnehin schon war!

IX.

In Basel war bewegtes Leben und Treiben, das sah Henmann noch an dem Abend, als er eingeritten war. Alle Herbergen voll von Herren und Knechten und Rossen und Troßvolk! Und am nächsten Morgen zog er sogleich Erkundigungen ein, wohin er sich

jetzt zu begeben habe. Sein Auftrag vom Herzog war ja gewesen, die elßassische und breisgauische Ritterschaft zu sammeln und die noch säumigen dem Herzog mit ihren Mannen zuzuführen. Es waren 467 Herren, die den Luzernern, die die Vormacht der Eidgenossen waren, abgesetzt hatten; aber freilich — würden alle kommen? Henmann schüttelte den Kopf; da und dort hatte er es gemerkt, daß der Adel, trotzdem er mit Begeisterung zu Leopold stand, die Sache doch zu leicht nahm. . .

Er hatte den Herzog in Baden verlassen, wo er auf seinem festen Schlosse Stein sah und den Krieg vorbereitete. Er wußte auch, daß Leopold Luzern für den Kopf aller jener Bestrebungen hielt, die dahin gingen, die alten Rechte und Freiheit der Eidgenossen, wie sie die Staufenkaiser, Ludwig der Bayer und vor nicht langen Jahren die beiden luxburgischen Kaiser Karl und Wenzel befestigt und anerkannt hatten, endgültig festzuhalten —, wenn möglich zu erweitern. Obwohl ihm geboten worden war, in Basel zu den anderen Herren und Mannen zu stoßen, war er fest überzeugt, daß der Zug nicht gegen Zürich, wie manche meinten, sondern gegen Luzern gehen werde. Um so gespannter war er darauf, was für Befehle der nächste Morgen bringen würde.

Henmann war beim „goldenen Storch“ abgestiegen. Das war das Standquartier der Herren aus dem Aargau — und als er frühmorgens in den Hof hinabkam, um nach seinen Leuten und Rossen zu sehen — er hatte hier alle wohlbehalten und vollzählig vorgefunden — hingen schon überall bekannte Wappenschilder aus. Es war ein lebhaftes Durcheinander, trotz der frühen Stunde war alles schon auf den Beinen.

Gerade ließ Henmann durch seinen Reitknecht sein Wappenschild an der Hofwand aufhängen, da schoß aus einem Knäuel von Männern, die sich um ein besonders schönes, kräftiges Ross scharten, ein himmelheller Rotblonder auf ihn zu. Er ergriff des Grünbergers Rechte und schüttelte sie kräftig, indem er ausrief: „Hello, Henmann! Bist endlich da?“

„Kutschmann — du?“ erwiderte Henmann ebenso freudig den Gruß des gut Bekannten. „Kommst vom Herzog — oder woher sonst?“

„Komm vom Herrn Leopold!“ nickte Kutschmann von Hünaberg. „Alles geht nach Zofingen. Der Herzog wird dort bis Peter und Paul ankommen.“

„Da heißt es sich also eilen,“ sagte Henmann nachdenklich. „Reiten uns nur vier Tag. . . Wenn nur die schwäbischen Herren und Städte weitermachen wollten!“ „Hast sie nicht fest genug gelupft von ihrem Letztbestehen?“ lachte Kutschmann von Hünaberg. „Nun — wir werden's auch ohne sie noch schaffen?“

(Fortsetzung folgt.)